

das magazin

am samstag



MENSCHEN

Thomas Beckmann: der moralische Musiker

Der im Düsseldorfer Schumann-Haus lebende Cellist gibt Konzerte, um zu helfen. Am 9. Juni spielt er wieder Chaplin-Musik. **Seite M4**



LEBEN

Ein Koch, der niemals ohne Kräuter kocht

Holger Bodendorf aus dem Landhaus Stricker auf Sylt verrät sein frühlingshaftes Rezept „Jakobsmuscheln mit Rosmarin“. **Seite M5**



KINDERSEITE

Die kluge Maus, die Kindern die Welt erklärt

Heute geht es darum, warum Regenwürmer bei feuchtem Wetter aus dem Boden kriechen und dann von Vögeln aufgepickt werden. **Seite M6**

Aus Liebe zum Cello

Thomas Beckmann gibt Benefiz-Konzerte, um mit den Erlösen **Obdachlose** zu unterstützen. In seinem hier abgedruckten Text „Mein Cello – ES spielt“ beschreibt er ein Instrument, das er gern mit einem lebenden Wesen vergleicht.

VON THOMAS BECKMANN

Einfacher und komplizierter als ein Cello kann kein technisches Gerät, keine Maschine je sein:

Wir sehen zunächst vier Saiten, die über einen Steg gespannt sind, der auf einem hölzernen Kasten steht. Um das Instrument jedoch zu seiner inneren Harmonie zu führen, ist ein ganzes Leben notwendig. Und man kann froh sein, wenn dies ausreicht: Die besten Instrumente haben ihren Klang, ihr Wesen, erst im Laufe von Generationen erlangt. Wenn ich vor großen Celli stand, so war mir oft so, als stünde ich vor einem unergründlichen See, in dem sich der Geist derer spiegelt, die das Instrument durch ihr Spiel zum Leben erweckten. Mehr noch: ihm die Seele einhauchten. Ein solches Instrument birgt ein solches Geheimnis, eine solche Eigenständigkeit, einen solchen Charakter, ein solches Leben, dass es einem nicht wie ein Gerät, sondern eher wie ein liebes Tier, ein treuer Gefährte, ja manchem wie ein Mensch erscheinen mag. Es ist kein rein auf anatomischen Ähnlichkeiten beruhendes Phänomen, dass der Körper der Frau in der Malerei oft mit dem Korpus des Cellos in Verbindung gebracht wurde.

Zwischen Spieler und Instrument entsteht eine Symbiose und Liebe zum Instrument. Weil es mit so viel Hingabe stunden-, tages-, jahrelang gespielt wird, entsteht zu ihm ein sehr persönliches Verhältnis, es wird wie sein „Kind“. Man muss es sauber halten und bei Krankheit aufopferungsvoll pflegen: Steht die Stimme falsch, wagen wir die Operation am offenen Herzen und verstellen sie. Geht es schief, kann es Jahre dauern, bis der richtige Platz wieder gefunden ist. Wird es störrisch und bockig: Dann müssen andere Saiten aufgezogen werden. Meist ist es aber nur eine harmlose Erkältung – durch Wetterumschwung verursacht. Dann helfen die Hausmittel: bei Feuchtigkeit Einwickeln in ein großes Seidentuch, bei Trockenheit Dampfbäder mit dem Luftbefeuchter. Denn: Wenn mein Cello hüstelt, habe ich Grippe. Und wenn ich mich entscheiden müsste, ob ich Grippe habe oder mein Kind, bevorzuge ich, selbst krank zu sein. Fournier

nannte sein Cello deshalb auch „mein Baby“.

Genau wie ein lebendes Wesen ist es durch die Metamorphose, die seine Besitzer in ihm auslösten, zu etwas Einzigartigem geworden, das nicht nach Belieben kurzzeitig erschaffen oder reproduziert werden kann, möge man auch noch soviel Geld und Arbeit aufwenden. Ähnlich wie ein Kind aufgrund der Hingabe und Fürsorge seiner Eltern gedeiht, so archiviert ein solches Cello die Behandlung, die es über viele Generationen durch seine Besitzer erfuhr. Und hier ist die Kette so stark wie ihr schwächstes Glied: Ist auch nur einer über die Jahrhunderte dabei, der nicht wusste, wie mit ihm umzugehen ist, der seine Stärken nicht nutzte und seinen Schwächen nicht mit Verständnis gegenüber stand, so dauert es erneut ein Menschenleben, diese Miss-handlung wieder gutzumachen. Dieses unerklärliche innere Leben erklärt auch den Preis solcher Streichinstrumente. Kürzlich las ich im Internet eine Umfrage: Die meisten Menschen denken, die Geigen von Stradivari seien die wertvollsten Instrumente auf dem Markt. Was weitgehend unbekannt ist: Celli erzielen auf Auktionen den doppelten Preis, denn sie her-



Thomas Beckmann über sein Instrument aus der Werkstatt von G.B. Guadagnini: „So ist dieses Cello kein Kasten mehr mit vier Saiten, sondern ein **Naturereignis**.“

FOTO: BAUER

zustellen ist schwieriger und aufwändiger. Damit sind sie vergleichbar mit den größten Orgeln der Welt. Die richtig guten Instrumente kommen zudem kaum auf den Markt, sie wandern nach dem Tode ihrer „Besitzer“ unter den Solisten von Hand zu Hand, und so leben diese Instrumente in den Konzerten noch heute – fast wie Bäume, Methusalem-Tiere oder Menschen, die 400 Jahre alt wurden und uns mit ihrer reichen Erfahrung beschenken.

Mein Cello stammt von G.B. Guadagnini, einem Schüler Stradivaris. Mein Vater erstand es mir in den 70er Jahren von einem privaten Händler. Es war aus dem Ostblock durch den eisernen Vorhang in den Westen gelangt und deshalb noch einigermaßen erschwinglich, denn offen konnte es nicht gehandelt werden. Mein Vater legte das komplette frei verfügbare Geld der Familie auf den Tisch: Alles was da war. Mein Cellolehrer Jürgen Wolf raunte mir nur noch zu: „Wenn Du's nicht nimmst, dann kauf ich es!“ Wir hatten alle das Gefühl, noch nie ein solch wunderbares Instrument gesehen zu haben. Beim Verkauf machte uns der Händler darauf aufmerksam, dass das Cello im 19. Jahrhundert einem Pariser Bettler gehört habe, der es wegen seines unvergleichlichen Klanges selbst um den Preis der Armut nicht verkauft haben soll. Deshalb trage das Cello den Namen „Il Mendicante“, das heißt: „Der Bettler“.

Fortsetzung nächste Seite

V-MAS2

→ STATIONEN



1962: Thomas Beckmann (li.) mit seinen Brüdern Toni, Hannes und Ludger.



2001: Beckmann spielt auf der Straße, vor seinem eigenen Plakat sitzend.



2002: Beckmanns Konzert in der Düsseldorfer Tonhalle.



2002: Beckmann ist dabei, wenn Schlafsäcke an Obdachlose verteilt werden.



2002: Bundesverdienstkreuz für Beckmann, hier mit Ehefrau Kayoko und Düsseldorfs ehemalige OB Erwin.



1852 – 1854: lebten Clara und Robert Schumann in Düsseldorf – in dem Haus, in dem heute die Beckmanns wohnen.



1999: Angler Beckmann, dem sein Hobby bei Erschöpfung hilft. FOTOS: S.B.

Ein Cello kann flüstern

Als junger Mann sah Thomas Beckmann in den Straßen von Düsseldorf Bettler und Musikanten sitzen. Das rührte ihn an, und es veranlasste ihn später zu seinem Engagement in der Obdachlosenhilfe.

Fortsetzung von Seite 1

Das Thema der Obdachlosigkeit lag mir schon als Schüler und Student besonders am Herzen. Zu oft hatte ich in der Düsseldorfer Altstadt Bettler gesehen oder Musikanten, die sich mit ihrer Musik über Wasser hielten. Und oft fragte ich mich: „Wenn du einmal selbst dort sitzt, wer hilft dir dann?“ Das Cello, das den Namen „Der Bettler“ trug, hat mich auch während meines Musikstudiums ständig an die Not obdachloser Menschen erinnert. Ich glaube, dass es auch dieser Umstand war, der mich anrührte und besonders für dieses Thema öffnete.

Schon zu Beginn klang das Instrument ganz herrlich. Es zu spielen war jedoch unglaublich schwierig. Da das Cello über sehr dicke Wandstärken verfügte, hatte es einen voluminösen und tragenden Ton, sprach aber nicht immer gut an. Meine Cello-Professorin an der Musikhochschule erklärte das Instrument gar für unspielbar.

Andere sagten, es habe eine konstruktive Schwäche, aufgrund derer die Bässe niemals voll erklingen könnten. Kurz, fast jeder hackte auf dem Cello rum. Außer meinem Lehrer Jürgen Wolf: Wie ich glaubte er an das Potenzial dieses von einem der größten Geigenbauer der Geschichte erbauten Instrumentes, das mir mitunter nicht wie ein liebes Tier, sondern wie ein störrischer Esel vorkam. Irgend ein Geheimnis behielt das Cello für sich: Zehn Jahre widmete ich mich dem Instrument, um es zu verstehen und die nötigen Feinabstimmungen an ihm vorzunehmen. Dies waren vor allem die Saitenlage, die vertikale und horizontale Wölbung des Griffbrettes, die Saiten, die Stege, die Wirbel, der Saitenhalter und ganz besonders wichtig: Der Stachel. Da die handelsüblichen Stachel mich nicht zufrieden stellten, konstruierte ich mir einen eigenen, auf meine Bedürfnisse zugeschnittenen Stachel, den ich heute noch spiele. Ich habe dafür mehr als 100 Stähle bzw. Legierungen mit Kupfer, Eisen, V2A und Chrom-Molybdän ausprobiert: Selbst Mamas Kochlöffel habe ich getestet! Irgendwann habe ich die richtige Legierung gefunden: Der Stachel ist genial einfach. Er klingt besser als jeder Stachel, den man kaufen kann. Niemand spielt einen solchen Stachel, er hat aber einen Nachteil: Er ist gebogen und lässt sich nicht im Cello versenken. Man muss ihn also getrennt mitführen und kann ihn deshalb vergessen! Über 100 Stege stellte ich auf, veränderte die Dicke von Brust, Füßchen und Krone, nutze unterschiedliche Stegmodelle, unterschiedliche Hölzer von variabler Festigkeit und experimentierte mit der Höhe der Einkerbungen, in denen die Saiten auflagen. Ich legte die Stege in verschiedenste Flüssigkeiten ein und ließ die Sohlen der Füßchen von höchst versierten Geigenbauern in langwierigen Einzel-

sitzungen so dünn anpassen, dass die Stege aus dem Instrument geradezu herauswuchsen. Immer wieder werde ich deshalb auch heute gefragt, ob der Steg mit dem Cello fest verleimt sei; dabei steht er nur absolut passgenau auf der Decke. Nach zehn Jahren und über 100 Stegen hatte ich eine ungefähre Ahnung davon, wo ich hinwollte. Heute spiele ich sechs Stege, die ich – je nach Witterung – im Wechsel verwende. Hinzu kamen gut zehn Griffbretter in unterschiedlichen Abmessungen und dann die Saiten: Rund zehn verschiedene Fabrikate für jeweils vier Saiten mit jeweils drei Stärken, die untereinander zu mischen sind. Dies ergibt 120:2 x 119 = 7140 Möglichkeiten. Um den sich daraus ergebenden Klang einschätzen zu können, muss jede Variante die Chance haben, sich etwa eine Woche zu entwickeln: In einem einzigen Menschenleben ist dies nicht zu schaffen, man kann also nur Tendenzen abschätzen.

An einem schwülen Sommertag im August 1985 kam bei hoher Luftfeuchtigkeit der Durchbruch: Ich fand die richtige Stelle für die „Stimme“, den Stimmstock. Dieser kleine Fichtenstock, der die Decke mit dem Boden verbindet, ist für den Klang so entscheidend, dass man ihn auch die „Seele“ nennt. Ich habe 20 Jahre daran gearbeitet, die richtige Position zu finden. Um mich zu orientieren, habe ich jedem einzelnen der Millimeter nebeneinanderliegenden Jahresringe auf der feinjährigen Fichtendecke meines Cellos einen Namen gegeben: Uschi, Claudia usw. für die dünnen Jahresringe; Peter, Fritz und Klaus für die dicken. Dann stand die Stimme z. B. ein halbes Jahr schräg zwischen Fritz und Klaus und wurde zu Peter zurückgestellt, weil es nichts gebracht hatte.

Ich änderte auch die Wirbel: Da mich der vierte (C-Wirbel) beim Spiel behinderte, konstruierte ich ihn in einer abnehmbaren Variante, was das gesamte Cellospiel komplett umstellt. Hierdurch wird das Cello nicht mehr aus den Armen, sondern aus dem Unterbauch gespielt. Manchmal – etwa bei den großen Arpeggien der C-Dur Suite von Bach – kann man dies auch äußerlich erahnen. Ich bin der Einzige, der so spielt, aber ich denke, dies wird die Zukunft des Cellospiels sein. Es dauerte zwei Jahre, bis ich das Instrument auf diese Art und Weise spielen konnte. In dieser Zeit gab ich keine Konzerte. Der Lohn hierfür war jedoch beträchtlich: größere Freiheit, singenderer Ton, tragenderes Piano, technische Überlegenheit. Durch diese neue Art das Cello zu spielen, erklingen bewegte und virtuose Passagen plastischer. Wichtiger noch: Da nicht nur die Decke, sondern auch der Boden des Instrumentes viel stärker ins Spiel kommt, kann man das Cello gerade in den unteren Lagen aus tiefster Seele sprechen lassen. Bei hohen Kantilenen hat man mitunter den Eindruck, die Töne stünden wie Klangsäulen im Raum – sozusagen als dreidimensionale Tonfigur. Alle großen Solisten haben ihr Cello selbst geformt. So war es bei Casals, der sein Goffriller Cello so einrichtete, dass er sagte: „Es gehorcht mir auf den leisesten Wink.“ Ähnlich war es mit dem Cello von Fournier, der ein von Rissen durchsetztes „Miremont“-Cello spielte, das trotzdem wunderbar klang. Und um von Paul Tortelier zu sprechen: Als ich ihn Anfang der 70er Jahre zum ersten Mal in der Düsseldorfer Tonhalle erlebte, hörte ich den tragendsten und klarsten Celloklang, der mir je zu Ohren gekom-



Thomas Beckmann in seinem Musizierzimmer in Düsseldorf. Der sozial engagierte Cellist bewohnt mit

men war. Ich war der festen Überzeugung, dass dies ein Stradivari sein müsse. Später im Künstlerzimmer sagte er mir: „Es ist ein Maucotel.“ Sowohl Miremont wie Maucotel waren vergleichsweise „günstige“ Celli, aber sie wurden zu dem, was sie waren, durch die Hingabe, mit der ihre Besitzer sie formten.

Und doch gilt für die Besitzer, dass sie es nie besitzen, wie in der Inschrift eines alten Tiroler Bauernhauses zu lesen ist: „Ischt meins und doch nit meins, wems spater gehört ischt au it seins“ („Es ist meins und doch nicht meins, wem es später gehört, es ist auch nicht seins“). Das letzte Hemd hat keine Taschen. Das Cello wird uns überdauern. Nach einem schweren Autounfall musste mein Cello komplett restauriert werden, was ich zum Anlass nahm, einige grundlegende Veränderungen, insbesondere was den Winkel des Halses zum Korpus betrifft, vornehmen zu lassen. Nach der Reparatur jubelte es noch befreiter als vorher. Und es bewahrheitete sich die Aussage des Händlers, dass das Instrument einem

Bettler gehört habe: Im von außen nicht einsehbaren Oberklotz fand sich neben einem eisernen Kreuz die Inschrift „Il Mendicante“. Heute verbindet es in den Oberlagen verführerische Süße mit glasklarer Härte. Die Mittellagen sind von seidigem, gesanglichem Schmelz, und unten erklingen unergründlich tiefe Bässe. So ist dieses Cello kein Kasten mehr mit vier Saiten, sondern ein Naturereignis! Das Wichtigste ist für mich jedoch, dass es von „null“ beginnt und rauchig flüstern kann, obwohl es dabei tragend ist, denn die wichtigen Dinge im Leben sagt man leise. Wegen diesem aus der Seele sprechenden, gehauchten Flüstern trifft uns das Cello ins Herz. Sein Diminuendo muss ins Nichts verklingen. Es lebt auch auf wie ein Tier, kann schmelzen und jubeln, sogar brüllen wie ein Löwe. Dann entwickelt es seinen orchestralen Klang in den monumentalsten Kirchen und erleuchtet die größten Konzertsäle mit seinem mystischen Piano.

Fortsetzung nächste Seite

und trifft uns deshalb ins Herz



Erlaubnis des Stadtrates das Haus in der Altstadt, in dem Clara und Robert Schumann einst gewohnt haben.

FOTOS: HANS-JÜRGEN BAUER

Fortsetzung von Seite 2

Ein Cello darf den Spieler aber nicht auf eine einzige Klangfarbe festlegen, vergleichbar mit einer Frau, die jeden Tag das gleiche Parfüm trägt. Gerade um in der Aussage vielfältig sein zu können, darf es uns durch den Klang, den es uns schenkt, nicht zu sehr determinieren. Dies ist bei vielen Stradivaris leider der Fall. Oft bieten sie eine sehr bestimmende Süße an, die zur Folge hat, dass diese Klangfarbe das gesamte interpretatorische Geschehen dominiert und die Ausdrucksmöglichkeiten des Interpreten eingeschränkt sind. Ihr Timbre gleicht dann einer süß-sauren Soße, die alles mit einem Einheitsgeschmack überzieht und die das Eigentliche der Speise nur noch erahnen lässt. Sie passt zu allem irgendwie: zu Bach, zu Beethoven, zu Chaplin, zu Fisch, Fleisch und Frühlingrollen. Casals hat es einmal anders ausgedrückt: „Stradivaris sind Diven, die es geruhen auf sich spielen zu lassen.“ Dies ist bei „Il Mendicante“ völlig anders: Dieses

Cello ist ein Wunder. Mit seinem vielfältigen Farbenreichtum bietet es dem Interpreten jede Möglichkeit, das dem Werk Innewohnende zu offenbaren. Oder um es einmal in seinem Paradoxon auszudrücken: Indem es keine alles bestimmende Farbe hat, hat es alle Farben. Ich spielte die Celli von Casals, Fournier, Schiff, Rostropovich, Tortelier und auf Auktionen die bedeutendsten Celli der Welt: Nie hätte ich tauschen wollen. Und ganz abgesehen von seinen vorzüglichen Eigenschaften: Es ist mir so ans Herz gewachsen, dass ich es als Vertrat empfunden hätte zu wechseln.

Das Cello ist aber nur ein Teil des Ganzen, um das Geheimnis der Musik erfahren zu können. Das vielschichtige Wunder der Musik vollzieht sich in keiner anderen Kunst. Zunächst sind dort die geschriebenen Noten. Wenn oft behauptet wird, diese müssten – im Sinne der sogenannten „Werk-treue“ – so gespielt werden wie sie notiert seien, so wird man dem Wesen der Musik nicht gerecht. Die Notation der Noten kann nur ein

schwacher Anhaltspunkt dafür sein, was der Komponist uns auf diesem stenographischen Wege mitteilen wollte. Wahre Ehrfurcht vor der Musik ist die, die dem Werk jedes Mal erneutes Leben einhaucht. Musik muss durch den Ausführenden immer wieder neu erschaffen werden. Deshalb ist die Musik, anders als zum Beispiel die Malerei, eine Kunst, die nur dann realisiert werden kann, wenn der Interpret das Werk des Komponisten vor den Zuhörern im entscheidenden Moment neu aus seinem Urgrund schöpft. Der Maler malt ein Bild, es hängt in einem Museum, und der Betrachter kann es sich anschauen. Der Schaffensprozess fand also vor der Wahrnehmung durch das Publikum statt. In der Musik sind immer zwei Parteien notwendig: der Komponist und der Interpret. Musik wird im Angesicht des Publikums zur Realität: Musik lebt als Ereignis.

In diesem Sinne ist es auch eine verkürzte Sicht des Geschehens, zu denken, das Cello sei das Instrument. Das wahre Instrument ist der

Raum, den das Cello ausfüllt. Das Cello ist der Auslöser für den Klang, der im Raum entsteht. Deshalb ist es in unterschiedlichen Räumen auch völlig anders zu spielen.

Und um den Bogen zur Malerei und dem Einzigartigen, das der Musik innewohnt, noch weiter zu schlagen: Das Entscheidende in einem Konzert ist nicht das Cello, nicht der Raum, nicht einmal der Spieler, sondern das Ereignis als solches. Damit das Ereignis authentisch und wahr wird, muss Harmonie entstehen: Der Raum, das Cello, der Spieler, die musikalische Aussage, die Zuhörer und die Umstände, unter denen diese Aussage getroffen wird: Alles muss sich vereinen. Dann können wir uns lösen von der Welt und werden – wie einst Orpheus – vom Ausführenden zum Geführten. Blickt der Geführte hinter sich, ist der Zauber vorbei. Schreitet er mutig voran ins Unge-wisse, dann vergisst er den Raum, das Cello, die Musik, die Zeit, ja sich selbst. Dann widerfährt ihm die Gnade, für einen Moment das Unbewusste schauen zu dürfen. „Ischt

„In der Musik sind immer zwei Parteien notwendig: Der Komponist und der Interpret. Musik wird im Angesicht des Publikums zur Realität: Musik lebt als Ereignis.“

meins und doch nit meins.“ Und hat er sein Spiel beendet, dann ist ihm nicht mehr bewusst, was er im Unbewussten sah. Denn das Unbewusste ist aus dem Bewusstsein nicht zu verstehen. So führt uns die Musik auf den Weg zum letzten Geheimnis. Wir dürfen es schauen, aber wissen nicht mehr wo wir waren: Ausnahmsweise durften wir den Ort besuchen, von dem aus der Mensch zum Leben erwacht und zu dem er in den Tod entschläft.

Dann tritt das ein, was Casals in Anlehnung an buddhistische Weltanschauung nannte: „ES spielt.“

Der moralische Musiker

Der Cellist Thomas Beckmann hat dank seiner **Benefizkonzerte** bis heute 1,5 Millionen Euro für Obdachlose erwirtschaftet. Er lebt mit seiner japanischen Frau **Kayoko** in dem von Schumann zuletzt bewohnten Haus in Düsseldorf.

VON ARNE LIEB

Thomas Beckmann und seine Frau Kayoko leben an historischer Straße. Ihre Wohnung in der Bilker Straße in der Düsseldorfer Altstadt liegt im letzten gemeinsamen Haus von Robert und Clara Schumann. Die Beckmanns dürfen die alte Wohnung mit den niedrigen Decken ehrenhalber auf Ratsbeschluss der Stadt mieten. Im Treppenhaus hat der Hausherr eine kleine Ausstellung zum Leben und Schaffen von Clara und Robert Schumann aufgebaut. Das Wohnzimmer ist ein Ort voller Klassik-Geschichte. An die Wände des schmalen Raumes hat der Cellist Schwarz-Weiß-Fotografien gehängt, die seine Lehrer und Vorbilder wie Jürgen Wolf und Pierre Fournier zeigen. In einer Ecke steht ein Harmonium aus der Zeit der Jahrhundertwende. Beckmann ist zurückgekehrt von einer langen Tour für seinen Obdachlosen-Hilfsverein „Gemeinsam gegen Kälte“. 53 Solo-Konzerte für das Benefiz-Projekt hat er im Frühjahr schon absolviert, dazu noch einige private Auftritte. Die nächsten Termine stehen an.

Beckmann tourt mit Werken von Bach und Charlie Chaplin, dessen Hollywood-Melodien er für das Cello entdeckt und arrangiert hat. Auf der Bühne gibt sich der Cellist immer gern als Cello-Erklärer, und auch während des Gesprächs bemüht sich Beckmann mit allen Mitteln, seine Kunst verständlich zu vermitteln. Er zeigt mit Hilfe der Zimmertür, wie der Bogen entspannt zu schwingen hat, demonstriert Haltungen beim Spiel und berichtet über die vielen Materialien, aus denen er sich den Stachel am Fuß des Instruments hat konstruieren lassen, um den idealen Klang zu finden. Am Ende bittet er auf den ausgebauten, hellen Speicher, auf dem er übt, und er holt sein historisches Guadagnini-Cello „Il Mendicante“ heraus. Denn zum Abschluss will er zeigen, wie ein Cello singen kann.

Herr Beckmann, Sie haben in diesem Frühjahr erneut eine lange Solo-Benefiz-Tour für Obdachlose durch ganz Deutschland unternommen. Was treibt Sie zu diesen Kraftakten an?

Beckmann Die Fürsorge, mit der ich durch meine Eltern erzogen wurde. Ich habe mein Engagement begonnen, nachdem im Jahr 1993 zwei obdachlose Frauen in der Düsseldorfer Altstadt erfroren sind. Die eine lag im Eingang eines Schuhgeschäfts, die andere auf einer Einkaufsstraße. Tausende Menschen sind daran vorbei gegangen, ohne zu helfen.

Die mangelnde Hilfsbereitschaft hat Sie erschüttert?

Beckmann Ja. Ich erinnere mich, dass ich mit meinem Vater einen Spaziergang zum Rhein machte, als ich fünf Jahre alt war. Da gab er einem Bettler am Rathaus 50 Pfennig. Ich habe gefragt, wer sich um solche arme Menschen kümmert. Da sagte mein Vater: der Staat, und er erklärte mir, das seien wir alle. Da habe ich gefragt: Und wenn sich alle um den armen Mann kümmern, warum sitzt er dann da? Diese Frage ist in Zusammenhang mit obdachlosen Menschen die gleiche geblieben. In der Altstadt sind alle an den Frauen vorbei gegangen, obwohl der gesunde Menschenverstand sagen musste, dass die erfrieren könnten. Denn die Menschen haben gedacht, da müsse sich der Staat kümmern und nicht sie.

Im Jahr 1993 haben Sie dann begonnen, sich für obdachlose Menschen in Düsseldorf einzusetzen. Was hat das bislang gebracht?

Beckmann Wir haben bis heute insgesamt 1,5 Millionen Euro durch Benefiz-Konzerte und Spenden erwirtschaftet, die vor allem an Not-Unterkünfte, Tagesstätten und medizinische Einrichtungen für Obdachlose gegangen sind. Das ist für die Linderung der Not natürlich nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Aber ich glaube, wir haben auch eine Entwicklung angestoßen. Wir haben andere ermuntert, sich zu engagieren. In der Folgezeit ist der Tafelgedanke entstanden oder Obdachlosenzeitungen wie fifty-fifty.

Drei Jahre später haben Sie den Verein „Gemeinsam gegen Kälte“ gegründet, der sich in ganz Deutschland engagiert.

Beckmann Ja, das habe ich 1996 umgesetzt, nachdem wir den Autounfall hatten. Vorbild war das Modell, das in Düsseldorf gut funktioniert hat: Wir hatten von Anfang an Unterstützung von den Kirchen und wurden auch von konkreten Beschlüssen der Stadtverwaltung getragen. So ein Projekt kann nur funktionieren, wenn die Hilfe auf breiter Basis steht. Daher auch der Name „Gemeinsam gegen Kälte“.

Hat sich der Umgang mit Obdachlosen im Laufe der Jahre verändert?

Beckmann Zumindest geriet das Thema stärker in die Öffentlichkeit. Das ist wichtig, denn ich glaube, der Umgang mit obdachlosen Menschen sagt viel über eine Gesellschaft aus.

Wie zeigt sich das?

Beckmann Obdachlose entsprechen oft nicht unseren Vorgaben von dem, was ein Mensch zu sein und zu tun hat. Damit halten sie uns den Spiegel vor. Wir sehen, was passiert, wenn wir nicht zur Arbeit gehen, wenn wir Drogen und Alkohol zu uns nehmen, wenn wir im Gefäng-



Thomas Beckmann und Kayoko Matsushita: Das Künstlerpaar wohnt da, wo Schumann zuhause war. FOTO: HANS-JÜRGEN BAUER

nis landen, wenn wir all das tun, was wir nicht tun sollen. Sie lösen dadurch Ängste in uns aus, denn gerade in Zeiten einer schlechten wirtschaftlichen Lage haben wir verstärkt Angst, auch so zu werden.

Das führt dazu, dass Obdachlose abgelehnt werden?

Beckmann Ja, das denke ich. Aber diese Reaktion ist falsch: Es steht uns nicht zu, denjenigen, die ihr Gepäck schon nicht mehr tragen können, das Bündel unserer eigenen Ängste auf den Rücken zu schnallen. Deshalb gibt es ja die Bergpredigt und den Gedanken der Nächstenliebe. Diese Werte gelangten in säkularisierter Form auch in die Verfassungen und gelten bis heute: Ich denke, dass auch in wirtschaftlich schwächelnder Zeit die Starken weiterhin ihre Pflichten wahrnehmen müssen, ohne den Schwachen Recht und Schutz zu versagen.

Sind Sie religiös?

Beckmann Ich bin ein etwas lauer Katholik. Leider gehe ich nicht jeden

Sonntag in die Kirche. Ich halte die Kirche für eine Institution, die Fehler macht. Aber auch Priester sind Menschen. Ich möchte ausdrücklich sagen, dass die Kirche unverzichtbar ist. Die Kirche muss sich in äußerster Demut besinnen und zu sich finden. Mir geht es um die christlichen Werte, die unsere Gesellschaft noch zusammenhalten, insbesondere wenn wir auch Obdachlosigkeit und Armut als unsere Aufgabe empfinden. Der Umgang mit obdachlosen Menschen, von denen erstmal kein Dank und keine Wählerstimmen zu erwarten sind, ist ein feinstes Barometer für den sittlichen Zustand der Gesellschaft.

Ist Cello spielen eine gute Art, sich politisch zu engagieren?

Beckmann Nur Handeln bewirkt etwas. Ich habe mich damals vor Nokia gesetzt, als der Stellenabbau anstand, und versucht, mit dem Cello eine Art Mahnwache zu halten. Cello spielen als Solist ist mein Beruf, und ich spiele gern viele Konzerte. Außerdem wird die Stimme des

Cellos vielleicht mehr gehört als marktschreierische Parolen.

Sie sind bekannt für ausgedehnte Solo-Touren. Das ist für einen klassischen Musiker eher ungewöhnlich.

Beckmann Ja. Es war immer mein Ziel, die Produktionsmittel selbst in die Hand zu nehmen. Wenn man eine Platte macht, kann man die Produktion auch gleich selber machen. Denn dann bestimmt man selbst, was auf die Platte kommt. Genau so funktioniert es auch mit Konzerten. Es war mir immer ein besonderes Glück, dass ich mir eine Kirche oder einen Konzertsaal anmieten kann und gegen die Kasse spielen kann. Die Stimmung ist anders als bei den Abonnement-Konzerten.

Worin besteht der Unterschied?

Beckmann Wer im freien Verkauf eine Karte erwirbt, weiß, wofür es geht. Bei einem Abo-Konzert erinnern sich viele am nächsten Tag gar nicht mehr, wie die Musiker oder der Komponist hießen. Konzerte im freien Verkauf sind im klassischen

→ DAS KONZERT

„Oh! That Cello“ beim Bücherbummel

Thomas Beckmann spielt Cello, begleitet von seiner Frau, der Pianistin Kayoko Matsushita. Am Mittwoch, 9. Juni, 19.30 Uhr, findet das Konzert im Bücherbummel-Spiegelzelt, Königsallee, Düsseldorf/Ecke Bahnstraße, statt. Auf dem Programm stehen Kompositionen des Schauspielers Charlie Chaplin. Noch bevor er in den Bildern laufen lernte, übte sich Chaplin im Cello-Spiel. Er war regelrecht verliebt in sein Instrument. In langer Recherche hat Beckmann Chaplins Notationen zusammengetragen und bringt sie dar.

Info Tickets gibt es unter 0211-329191. Eine Karte kostet 35 Euro im Vorverkauf, ermäßigt 17 Euro; eine Familienkarte gibt es für 50 Euro.

→ STECKBRIEF

Geboren 18. April 1957 in Düsseldorf

Ausbildung Nach seinem Studium der Altphilologie und Philosophie Musikstudium in Düsseldorf und Köln. Sein erster Lehrer war Jürgen Wolf, Solocellist der Düsseldorfer Symphoniker. 1980 Meisterschüler in Genf bei Pierre Fournier.

Konzerttätigkeit 1986-1996 mehr als 500 Auftritte in Deutschland; daneben internationale Gastspiele.

1993 Gründung der Aktion „Schlaf-sack für Obdachlose“

1996 Projektentwicklung „Gemeinsam gegen Kälte“ – eine bundesweite Aktion mit mittlerweile mehr als 100 Projektgruppen

Verheiratet mit der japanischen Pianistin Kayoko Matsushita; das Paar lebt im Schumann-Haus in der Düsseldorfer Altstadt.

Markt nicht sehr verbreitet, aber ich wollte das immer. Die Reaktionen des Publikums sind lebendiger.

Und es macht unabhängiger.

Beckmann Ja. Ich kann so viel spielen, wie es meine Kräfte zulassen. Erst dann muss ich Pause machen. Das hat mir eine Unabhängigkeit verschafft, die viel meiner Kollegen vielleicht nicht haben. Plattenfirmen funktionieren oft wie „Deutschland sucht den Superstar“: Man wird hochgehoben und fallen gelassen. Dieser Abhängigkeit wollte ich mich entziehen.

In guten und in schlechten Kritiken heißt es über Ihr Cello-Spiel, es sei besonders. Was machen Sie anders?

Beckmann Ich versuche, die revolutionären Lehren des großen Cellisten Pablo Casals umzusetzen. Er hat uns gelehrt, das Gewicht der Finger und der Arme einzusetzen. Menuhin lehrte mich: Der Bogenarm muss schwingen, als würde man eine Tür öffnen und schließen. Dahinter stehen zen-buddhistische Ansätze, nach denen der Körper aus der Mitte des Bauches zu bewegen ist. Das hat mich auch auf die Idee gebracht, einen der Wirbel am Kopf des Cellos abzunehmen, damit ich aufrechter sitzen kann. Außerdem ist mein Cello auf eine andere Weise gestimmt als etwa Klaviere.

Welches Ziel steht dahinter?

Beckmann Man muss die Musik in einer Weise spielen, dass sie der menschlichen Sprache ähnelt. Auf Notenpapier werden musikalische Gedanken nur kurzschriftartig festgehalten. Früher hat man gefordert, diese Kurzschrift so zu spielen, wie sie dort steht. Ich halte diese historische Aufführungspraxis, die zur Grundlage von vielen Festivals und Platten geworden ist, für völlig falsch. Wahre Ehrfurcht vor der Musik ist die, die sie zum Ereignis macht und ihr Leben einhaucht. Sklavisch dem Notentext zu folgen ist falsch, das sehen wir ja dann wenn – wie es heutzutage möglich ist – notierte Musik von Computern abgespielt wird. Dies als Werkzeuge zu bezeichnen, ist falsch. Insofern kann der Begriff des „Urtextes“ auch nur eine Grundlage dessen sein, was wir dann als Ereignis gestalten wollen. Wir sind der Firma Henle für ihre vorbildlichen Ausgaben dankbar, darin kann sich interpretatorisches Gestalten jedoch nicht erschöpfen.

Sondern?

Beckmann Musik muss dem Duktus der menschlichen Rede folgen, um verstanden zu werden. Das wesentliche Ziel meines Spiels ist deshalb, dass mein Cello singt, weil es der menschlichen Stimme ähnelt. Das habe ich von meinem Lehrer Pierre Fournier gelernt. Ich wollte immer, dass die Leute ins Konzert kommen und sagen: So habe ich ein Cello noch nie klingen hören.

Ein Unfall mit schweren Folgen

Thomas Beckmann und seine Ehefrau, die 1959 in Tokio geborene Kayoko Matsushita, sind auch musikalisch ein Paar. In den 90er Jahren treten der Cellist und die Pianistin, die wegen der Liebe zu Robert Schumann nach Düsseldorf gekommen ist, häufig als Duo auf. Am 29. Dezember 1995 verbringen sie einen freien Tag in Paris, wo sie gemeinsam 14 Konzerte gegeben hatten. Nach einem Abendessen in einer Brasserie machen sie sich an dem winterlichen Abend mit voll gepacktem Auto auf den Rückweg nach Düsseldorf. Beckmann sitzt am Steuer. In Belgien ruft das Ehepaar den Auto-Notdienst, weil das Fahrzeug nicht in Ordnung zu sein scheint, setzt aber nach der Inspektion die Fahrt fort.



Das Unfallauto der Beckmanns, aus dem sie sich retten konnten. FOTO: PRIVAT

Gegen Mitternacht kommt es zu einem folgenschweren Unfall. Auf der Autobahn A7 vor Brüssel bricht das Auto nach einem Ausweichmanöver aus nie gekläarter Ursache aus und rast mit 120 Stundenkilometern in die Leitplanke. Das Paar hat sich von der Straße gerettet, als we-

nige Momente später ein Lieferwagen das Autowrack rammt. Der Fahrer überlebt mit kleinen Kratzern. Die schlimmste Folge des Unfalls scheint zunächst, dass Beckmanns wertvolles Cello schwer beschädigt ist: „Es wies tiefe Risse in der Decke auf und einen querlaufenden Riss im Boden“, erinnert er sich. „Alle vier Stahlsaiten waren gerissen. Der Cellohals war durch den Stoß in das Cello getrieben worden und durchgebrochen wie ein Streichholz, so dass ich die Schnecke getrennt einpacken musste.“

Dass der Unfall viel schwerwiegendere Folgen hat, zeigt sich später. Kayoko, die zunächst nur über Kopfschmerzen klagt, trägt durch den Unfall eine Verletzung davon, unter der sie bis heute leidet. Sie

muss fortan mit einer schwerwiegenden Rückenmarksverletzung leben. Erst zwei Jahre später diagnostiziert ein japanischer Spezialist die Verletzung in Kooperation mit der Heinrich-Heine-Uni-Klinik richtig, und eine langjährige komplizierte Behandlung beginnt. Kayoko muss sich dazu nach Japan begeben, die vergangenen sechs Jahre verbringt sie in Tokio. Das Ehepaar sieht sich nur selten.

„Zum Glück geht es ihr nun endlich besser, und sie kann wieder zu mir kommen“, sagt Beckmann. Nun ist Kayoko tatsächlich nach Düsseldorf zurückgekehrt. Die Beckmanns feiern das auch musikalisch: Beim Bücherbummel ist es der erste gemeinsame Auftritt seit vielen Jahren. Arl